

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

Roman von C. Viebig.

„Ich gratuliere!“ Der Verleger neigte sich verbindlich. „Darf ich fragen, ob Sie schon über die Buchausgabe disponiert haben? Oder erscheint der Roman zuerst in einem Journal?“

Der Dichter lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück und steckte die Hand in den Busen. „In einem Journal erscheinen lassen? Dieses Werk! Es widerstrebt meinen Ansichten von künstlerischer Vornehmheit.“

„Und die Buchausgabe?“ fragte der Verleger weiter.

„Ich habe an Sprottau Söhne gedacht. Sie wissen, ich pflege mein jeweiliges Werk dem Verlag zu geben, in dessen Rahmen es am besten paßt.“

„So?“ In Maier's Gesicht veränderte sich kein Zug, nur in die Stimme legte er eine kleine, kaum angedeutete Verwunderung. „Dürfte Ihr Roman denn in den Rahmen der Sprottau'schen Thätigkeit passen? Nach den Andeutungen, welche die Zeitung brachte, glaubte ich dies nicht annehmen zu können.“

„Es war auch nur ein flüchtiger Gedanke von mir.“ Eisenlohr sann einen Augenblick nach. „Er wird dort gerade besonderes Aufsehen erregen.“

Maier antwortete nicht.

Eine Pause entstand.

„Hm,“ sagte der Verleger plötzlich, „würde Ihr Werk nicht bei mir mindestens eben so gut aufgehoben sein?“

„Bei Ihnen?“ Der andere strich sich das Kinn. „Mein Werk schon. Aber ob ich —? Lieber Freund, mit den Honoraren, die Sie zu zahlen gewohnt sind, kann ich mich nicht begnügen. Ihre jungen Autoren, die sogenannten aufstrebenden Talente, Gott im Himmel! Wenn Sie diesen Leuten mal einen kleinen Vorschuß von lumpigen paar hundert Mark geben, schreiben die Ihnen drei Bücher dafür.“

Maier lächelte fein. „Ganz so verhält sich die Sache doch nicht! Uebrigens“ — seine Miene wurde ernst — „Sie wissen recht wohl, daß wir unseren gutgehenden Autoren anständige Honorare zahlen.“

„Gutgehende Autoren! Das paßt auf die kleinen Talente, die wirklich mal in die zweite und dritte Auflage kommen — dann schnappt es.“ Eisenlohr's geringschätziger Ton wurde hochachtungsvoll: „Das mindest wertvolle meiner Bücher ist bereits in vierundzwanzig Auflagen verbreitet! Sie wissen, daß ich mit einigen bereits beim vierzigsten Tausend stehe. Was zahlen Sie mir pro Auflage? Natürlich in der bekannten Ausstattung und dem bekannten Format. Ladenpreis zwanzig Pfennige pro Bogen.“

„Ich zahle Ihnen fünfundzwanzig Prozent vom Ladenpreis. Fünf Auflagen sofort. Jede folgende wird bei Ausgabe honoriert.“

„Nein“ — Eisenlohr machte eine entschieden ablehnende Handbewegung — „dazu können Sie mich nicht haben! Ich verlange siebenundzwanzigeinhalb per Cent vom Ladenpreis“ — er betonte jede Silbe — „und zehn Auflagen sofort honoriert!“

„Donnerwetter!“ Es entfuhr Maier unwillkürlich.

Der Dichter lächelte. „Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja gleich. Für mich sind Sie noch zu klein. Sie müssen auf Namen, wie der meine nun einmal ist, verzichten.“

„Wann könnten Sie das Manuskript liefern?“

„Bis zum August denke ich bestimmt fertig zu sein; bin ich weiter so gut disponiert, auch früher, — jedenfalls kommt das Buch rechtzeitig auf den Weihnachtsmarkt. Einen Titel habe ich — ich sage Ihnen, einen Titel! — der zieht!“

Maier sah wie versunken; jetzt richtete er seine kleine Gestalt mit einem energischen Ruck auf. „Ich gehe auf Ihre Bedingungen ein.“

„Na, das ist mal geschick von Ihnen!“ Der Dichter schüttelt ihm kordial die Hand. „Es ist mein bedeutendstes Werk, Sie werden sehen, Maier, Sie machen ein großartiges Geschäft!“

„Bei siebenundzwanzigeinhalb per Cent für den Autor“ — Maier sagte nicht mehr Prozent, sondern „per Cent“ wie vorher der Dichter — „und fünfundvierzig für den Sorti-

menter?! Bleiben dem Verleger für Herstellung des Buches und für seinen Verdienst siebenundzwanzigeinhalb per Cent.“ Er lächelte sarkastisch.

„Sie können ja gleich zwanzig Auflagen zusammen drucken; da bleibt genug übrig!“

„In der That,“ der Verleger nickte, „es kann sein, daß noch etwas übrig bleibt.“

Sie waren also einig. Der Autor wurde sehr gesprächig, sehr liebenswürdig und entwickelte seinem neuesten Verleger einen ganzen Rattenkönig von Paragraphen. Maier widersprach nicht, er machte sich Notizen. Als er sich nach einer weiteren halben Stunde verabschiedete, begleitete ihn Eisenlohr bis zur Zimmertür.

Ehe diese sich schloß, ließ Maier einen raschen Blick über die kostbare Einrichtung des Gemachs gleiten. Der echte Perserteppich dämpfte jeden Schritt. Die gemalten Fenster-scheiben warfen bunte Schimmer; der mächtige Kopf des Löwenfells vorm Schreibtisch fletschte die Zähne, reizende Frauentöpfe in breiten Rahmen lächelten nieder, und draußen, vom Altan herein, glänzte die Blumenfülle.

So wohnt ein Dichter. — — —

Unten am Haus stieß Maier auf eine Dame; diese warf ihm einen bitterbösen Blick zu, rauschte ohne Gruß vorbei und verschwand in der Thür des Dichterheims, eine Wolke von Parfüm hinter sich lassend.

War das nicht die Starzynska? Der Verleger blieb stehen. So elegant, in Seide? Zu ihm war sie immer sehr einfach gekommen, hatte viel über ihre beschränkten Verhältnisse geklagt, auch um Vorschuß gebeten. Und jetzt —? „Der wird sich freuen!“ Maier war ein wenig schadenstroh. „Die ist das reine Klebpfaster, die wird man unter einer Stunde nicht los!“ —

Wolfgang Eisenlohr saß eben wieder am Schreibtisch, als Wlodzimira Starzynska gemeldet wurde.

„Ich bin nicht zu sprechen! Wie oft soll ich's Ihnen denn sagen?“ fuhr er den Diener an. „Wenn Sie's nicht begreifen, muß ich Sie eben entlassen! Ich bin nicht zu sprechen!“

„Aber für mich doch, teurerer Meisterr!“ gurrte die Stimme der Starzynska vom Flur; sie war dem Diener auf den Fersen gefolgt. „Ich mache doch eine Ausnahme!“ Sie stieß die angelehnte Thür vollends auf, mit ausgebreiteten Armen stürzte sie herein. „Ich habe Sie ewig nicht gesehen! Oh, wie schön ist es hierr!“

Fräulein Starzynska sprach immer ein langschnarrendes, rollendes R. Man wußte nicht, rührte es von ihrem Ausländertum oder von ihrer dramatischen Studienzeit her; sie hatte sich zur Schauspielerin ausgebildet, war sogar in Warschau, Wiga und Petersburg, wie sie sagte, mit großem Erfolg aufgetreten.

„Wie schön ist es hierr!“ Die Arme ausgestreckt, stand sie vor dem Schreibtisch, es war, als wolle sie in Verzückung niederstürzen. „Hierr schafft nun derr Genius! Lauterr Poesie!“ Sie kam auf Eisenlohr zu. „Sie herrlicherr Mensch!“

Er wich ein paar Schritte zurück, die Starzynska war immer etwas stürmisch, und doch zeigte sein Gesicht ein geschmeicheltes Lächeln um die Mundwinkel.

„Teurerer Meisterr!“ Sie ließ sich nicht mehr zurückhalten, sondern faßte seine Hand. „Ich komme herrgestürzt, ganz atemlos, ich bin gerrührt, erschütterert — dies wunderrschöne Gedicht! Diese Poesie! Ich habe Ihr Gedicht gelesen, heut in derr Zeitung! An die hohe Mutter zum Geburtsstag des Prinzen! Ich habe geweint. Sie müssen mir auch ein Gedicht machen, nächsten Monat werde ich zweiundzwanzig. Teurerer, mirr auch ein Gedicht!“ Sie fiel ihm um den Hals.

Er stand etwas verlegen. „Ich hätte nicht gedacht, daß Ihnen ein Gedicht —“

„Oh, herrlich! Mirr ein Gedicht! Ich lasse es in die Zeitung setzen!“ Sie ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sie überschüttete ihn mit Schmeicheleien.

Er konnte nicht umhin, liebenswürdig gegen sie zu sein. Sie hatte eine Racefigur, üppige Wüste, schlauke Taille, zierliche Hände und Füße. Als Dichter war er für Schönheit empfänglich. Nebenbei war sie voller Temperament und voll

von einer rührenden, schwärmerischen Bewunderung für ihn; sie hatte Geist.

Zimmer öfter strich sich Eisenlohr das Kinn. Es war eine ihm eigentümliche, ganz charakteristische Gebärde; die schöne weiße Hand wachte von dem bartlosen Mund abwärts, als wolle sie so das halb überlegene, halb cynische Lächeln verstecken, das da zuweilen aufdämmerte, besonders in Frauen-gesellschaft.

Nach einer Stunde wurde Blodzimira sehr mittelstam, sehr weich. Sie lehnte ihren dunklen Struwelkopf an des Dichters Schulter und klagte über ihre Verlassenheit, über die hilflose Stellung der Frau. Sich allein durchzurufen, o wie schwer! Dem weiblichen Autor werden tausend Hindernisse in den Weg gelegt.

„Sie müssen mir helfen, teuerrerr Meisterr!“ sagte sie in rührender Naivetät. „Kennen Sie Maierrr?“

„Er war vorhin erst hier. Er will durchaus mein neuestes Werk verlegen.“

„Und haben Sie es ihm zugesagt, teuerrerr Meister?“ Sie belauerte ihn wie die Katze die Maus.

„Um, so halb und halb.“

„Um, teuerrerr Meisterr!“ — Nun fing sie an zu weinen. „Errr ist ein Scheusal! Irrauen Sie ihm nicht! Errr hat mich mit Anträgen versorgt, errr war mir zuwiderr — nun will errr mein Irrauerrspiel nicht verlegen. Errr weist es zurrück, mein Irrauerrspiel! Alle Leute sagen, es ist ausgezeichnet. Was soll ich machen?!“ Sie rang die Hände und schluchzte fassungslos.

Der Dichter hatte viel zu trösten; er that es mit sanften Worten und strich sich dabei besonders häufig um Mund und Kinn.

Sie sank zu seinen Füßen und legte das wirre Haupt auf seine Hände, ihr voller Busen drückte sich an seine Arie. „Teuerrerr Meisterr, helfen Sie mir! Sie allein können es! Derr Maierr muß mein Irrauerrspiel verlegen. Sagen Sie es ihm. Sagen Sie ihm, Sie gäben ihm sonst nicht“ — sie hob den Kopf und blinzelte ihn an mit schwin-menden Augen — „Sie gäben ihm sonst nicht Ihr neues Buch!“

Er versprach es ihr.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aegyptischer Schlangenzauber.

Selbsterlebtes von Paul Pasig.

Wir hatten es uns kaum auf der breiten, mit schattigem Zeltdach überdeckten Terrasse unseres Hotels in Kairo bequem gemacht, als auch schon ein Araber in langem, blauem Kastaun, den roten „Zarbusch“ (Fes) auf dem Haupte, erschien und auf den Stein-fliesen des Fußbodens ein nicht gerade sauber aussehendes Tuch ausbreitete. Dann kniete er nieder und entnahm einem Linnen-sack einige Eier, die er auf dem Boden nach Kommando umher-tanzen, im Munde verschwinden und wieder zum Vorschein kommen ließ u. a. m. Nun, dergleichen hatten wir daheim in größerer Auswahl und Vollkommenheit zur Genüge gesehen. Als er merkte, daß er uns zu langweilen begann, griff er nach einem länglichen verschlossenen Korbe, in dem wir anfänglich Gewürze vermuteten. Da hörten wir es hinter uns flüstern: „Die Schlangen! Die Schlangen!“ und richtig, ehe wir es uns versahen, bemerkten wir vor uns in unmittelbarer Nähe einen entsetzlich anzuschauenden Knäuel züngelnder Schlangen, der sich langsam zu ent-wirren begann. Unwillkürlich konzentrierten wir uns mit unseren Stühlen etwas mehr rückwärts. Ohne sich durch unser offen-lundiges Entsetzen auch nur im geringsten stören zu lassen, zog darauf unser „Künstler“ ein Klarinettenähnliches Instrument hervor und entlockte demselben einige langgezogene, klagende Töne. Sofort begann sich eine Schlange nach der andern auf die Schwanz-spitze zu erheben und den Kopf nach dem Takte hin- und her zu be-wegen. Dabei bemerkten wir auch, daß wir die gesürchteten ägypti-schen Brillen- oder Uräuschklangen, die den alten Aegyptern heilig waren, Raja Haje genannt, vor uns hatten, mit denen Verbecher im Altertum vielfach gerichtet wurden und vermittelst deren auch Kleopatra sich einst den Tod gab! Bei der Produktion war der Hals dieser unheimlichen Tiere unförmlich erweitert, und die Augen funkelten.

Es war uns anfangs gar nicht aufgefallen, wie, angelockt durch einzelne, besonders scharf markierte Töne, die Schlangen sich all-mählich ihrem Herrn und Gebieter näherten, sich rückweise an dessen Körper emporwanden und jedesmal, wenn derselbe mit der Klarinette ein kurzes, scharfes Zeichen gab, gehoriam an der betreffenden Stelle verharren. Sein Kopf war von einem Prachtexemplar überragt, das drohend über die Gesellschaft hin züngelte! Ein weiteres Zeichen, und im Nu verließen die Reptilien den Körper und krochen am Boden hin. Dann ergriff der Gaukler die Schlangen bis auf eine, wohl die größte der ganzen Schar, die wenigstens über einen Meter maß, und leate sie in den Korb, den er wieder

zudeckte. Mit diesem einen Ungeheuer beabsichtigte er offen-bar seine Vorstellung zu krönen. Er nahm nämlich ein nicht zu langes Metallstäbchen zur Hand und fuhr wieder-holt blitzschnell mit demselben auf die Schlange, die sich drohend aufgerichtet hatte, los, gleichsam als wolle er mit ihr kämpfen. Hierdurch geriet diese sichtlich in Zorn, die flammenden Augen quollen aus ihren Höhlen hervor, höher und höher erhob sich das züngelnde Tier — da, eine blitzschnelle Bewegung nach der Hand ihres Peinigers, und wie zum Tode ermattet sank die Schlange in sich zu-sammen. Das war offenbar der aufregendste Moment der ganzen „Vorstellung“, und jeder von uns glaubte, der Gaukler müsse binnen wenigen Augenblicken, ein Opfer seines Wahnwitzes, seinen Geist auf-geben. Nichts von alledem! Gleichgültig wickelte er mit seinem Tuche ein paar Tropfen Blutes, die sich auf der ge-öffenen Hand zeigten, weg, um gleich darauf, als sei nichts geschehen, zum dritten und letzten Teile seines Programmes überzugeben.

Ein geschickter Griff am Halbe der Schlange, da etwa, wo der Kopf endet, ein leiser Druck — und steif und starr, thätächlich einem Stode vergleichbar, lag das Tier vor uns da, ließ sich, ohne auch nur eine Spur von Leben zu verraten, drehen und wenden, emporheben, auf den Boden fallen — kurz, die Schlange war in einen Stod verwandelt! Ein erneuter Druck an derselben Stelle — und der Stod war wieder zur Schlange geworden!

Nachdem der „Künstler“ sein „Dahschisch“ eingeheimst hatte, verabschiedete er sich mit dem arabischen Grube, Brust, Mund und Stirn mit der Rechten leise berührend.

Der Leser wird mit der zweifelnden Frage zur Hand sein, ob denn in der That derartige Prozeduren so gefährlich sind, wie sie auf den ersten Anblick scheint, oder ob nicht vielmehr Täuschung und Betrug auch hier mit unterlaufen. Hierauf ist folgendes zu erwidern: Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß in vorliegen- dem Falle, wie in den meisten übrigen, der Gaukler thätlich seine Kunststücke mit der äußerst gefährlichen ägyptischen Brillen-schlange ausführte. Das lehrte uns der klare Augenschein. Nun kommt es allerdings häufig vor — und bildet vielleicht die Regel — daß den Tieren kurz vor der Prozedur die Giftzähne aus- gebrochen werden. Wird der Gaukler dennoch gebissen, so hat dieser Biß, weil von einem der ungeschätzlichen Zähne herrührend, nichts zu sagen. Dies war zweifellos bei unserem Gaukler der Fall. Nun ist aber erwiesen, daß die quergebrochenen Giftzähne oft in un-glaublich kurzer Zeit durch neue, ebenso gefährliche ersetzt werden. Daher läuft jeder dieser „Zauberer“ Gefahr, trotz alledem lebensgefährlich gebissen zu werden. Aber auch für solche Fälle ist man gerüstet. Es scheint nämlich festzustehen, daß gewissen Wurzeln und Kräutern die Kraft innewohnt, das Schlangengift nicht nur zu paralyzieren, sondern gegen dasselbe geradezu zu „immunisieren“, d. h. fest und unempfindlich zu machen. In erster Linie sind es verschiedene Osterluzarten, darunter die in Nordamerika vielfach gebrauchte virginische Schlangenzurzel, die gegen den Biß der Klapperschlange und meist gutem Erfolge an-gewandt werden. Alexander von Humboldt und Bonpland ent-deckten ferner in Brasilien die Guacopflanze, die sich nachweislich gegen Schlangenbiß bewährte. Die Anwendung dieser Mittel geschieht nun entweder so, daß der ausgedrückte teitweise mit Alkohol vermischte Saft auf die Wunde geträufelt oder vor Hautieren mit dem giftigen Reptil in starker Dosis dem eigenen Körper einverleibt wird. Letzteres geschieht vielfach durch Injpfung, in Südamerika z. B. zwischen die Zehen, die Finger und in die Brustseiten, wozu noch, um das Mittel wirksamer zu machen, ein periodischer Genuß desselben tritt. Es ist erwiesen, daß den so „immunisierten“ Personen der Biß selbst der giftigsten Schlange nichts schadet. Der Grund hiervon liegt wohl darin, daß erwählte Mittel zunächst außerordentlich schweißtreibend sind. Per-sonen aber, die gewissermaßen beständig mit einer derartigen pen-e-tranten alkoholischen Atmosphäre umgeben sind, wirken antipathisch auf Schlangen. Das machen sich bekanntlich die berühmten „Gift-doktoren“ der Kapländer zu nutze, die aus den körperlichen Ausscheidungen (Schweiß, Harn u. a.) die bewährteste Schlangen-medizin herzustellen wissen, und die alte, abgetragene Mütze, das mit Schweiß durchzogene Untergewand eines solchen „Doktors“ steht dort als wohlbewährtes Heilmittel gegen den Biß giftiger Schlangen in hohem Preise und Ansehen. So erklärt es sich auch, daß Salmial- und Ammoniakpräparate in allen Ländern gegenwärtig als bestes Mittel gegen Schlangenbiß geschätzt werden. Andere, früher für unfehlbar gehaltene Pflanzen haben sich vor der fortschreitenden Wissenschaft nicht zu behaupten vermocht. Dahin gehört vor allem die auf Java, Sumatra, Ceylon u. a. heimische Schlangen- oder Mungoswurzel, von der die Sage geht, der gefähr-lichste Feind der Brillenschlange, die Mungosklage, heiße, ehe sie den Kampf mit dem gesürchteten Gegner aufnehme, die aus der Erde hervor-ragende Wurzel zuvor ab und bestreiche dann mit dem so infizierten Speichel Fötter und Kopf. Auch die Heilkraft des vielgepriesenen Schlangenhohles hat sich bei näherer Untersuchung als legendenhaft er-wiesen. Während aber stark und intensiv riechende, zumal alkoholische Substanzen gewisser Arten abstoßend auf Schlangen wirken, steht zweifellos fest, daß andere Ingredienzien von anziehendem, sym-pathischem Einfluß auf dieselben sind. Anders wenigstens kann man die „Beschwürungen“ der orientalischen „Künstler“, die gegen Ent-gelt Schlangen in Gehöften, Häusern usw. aufspüren, hervorlocken und unschädlich machen, kaum erklären, wozu allerdings noch der Einfluß kommen mag, den die Musik auf die Schlangen ausübt.

Litterarisches.

Ein englischer Reisender berichtet über einen solchen „Beschwörer“, den er Gelegenheit hatte genau zu beobachten, folgendes: Mein Freund in Kairo, erzählt derselbe, wollte gern darüber beruht sein, ob in seinem Grundstücke sich Schlangen aufhielten. Er ließ deshalb den gesuchtesten Beschwörer der Kalifenstadt kommen, dem er sein Anliegen mitteilte. Derselbe erklärte sich gegen das übliche „Wahschisch“ gern dazu bereit, mußte sich aber zuvor einer gründlichen Leibesvisitation unterziehen, weil Verdacht bestand, daß er Schlangen in seinen Kleidern verborgen habe, um sie dann als im Grundstücke gefunden vorzeigen zu können. Unser Verdacht erwies sich indes als unbegründet. Nun ging er ans Werk. Zunächst klopfte er im Garten alle Gebüsch ab und rief in arabischer Sprache: „Ich beschwöre euch bei dem großen Gotte, ob Ihr oben seid oder unten, oder wo immer ihr euch anhalten möget, hervorzukommen! Ihr seid nichts weiter als Schlangen, und Allah ist größer, als alle Schlangen! Gehorcht diesem Rufe und kommt hervor!“ Aber nirgends zeigte sich eines der gesuchten Tiere, und der Beschwörer versicherte, dieser Teil sei frei von Schlangen. Nunmehr betrat er das Geflügelhaus, und der Beschwörer begann seine Formel von neuem. Und siehe da, im Augenblicke wand sich unter einem Holzstoße eine gewaltige Schlange hervor! Er ergriff dieselbe beim Schwanz und erklärte sie für sehr giftig. Eine nähere Untersuchung ergab jedoch, daß sie völlig harmlos war. Dann lodte er noch einige weitere Exemplare derselben Gattung aus ihren Verstecken hervor, und nachdem er würdevoll sein „Honorar“ empfangen, verabschiedete er sich ceremoniell im offenkundigen Bewußtsein seiner hohen Bedeutung. In diesem Falle war eine Täuschung völlig ausgeschlossen, und da der Mann sich der sonst bei dergleichen Prozeduren beliebten Flötenmusik nicht bediente, bleibt nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß er durch eine in seinen Kleidern verborgene oder seinem Körper einverleibte, den Schlangen sympathische Substanz diese Tiere anlockte. —

Kleines Feuilleton.

t. Lebewesen im Regenwasser. Die Wissenschaft hat die früher allgemein verbreitete Anschauung, daß das Regenwasser rein ist und keine schädlichen Organismen enthält, richtig gestellt. Nicht selten ist es durch Kohlenstaub und Schwefelsäure verunreinigt, die aus der Atmosphäre herabgeschwemmt werden. Aber auch organische Beimengungen finden sich im Regenwasser, und zwar bestehen diese nicht nur aus Bakterien, sondern auch aus den Keimen von Urtieren (Protozoen). Dafür hat Dr. Lindner aus Kassel in dem letzten „Biologischen Centralblatt“ einen ausführlichen Nachweis erbracht. Er brachte Proben von vorsichtig gesammeltem Regenwasser in Flüssigkeiten, in denen solche Keime gut gediehen, z. B. abgelißter Henaufguss, Fleischbrühe, wässrige Milch, verdünntes Tierblut und ähnliches. Je nach der Jahreszeit, Lufttemperatur, Windstärke und Windrichtung war der Gehalt des Regenwassers an kleinen Lebewesen sehr verschieden. Schon bei der ersten mikroskopischen Untersuchung des Wassers fanden sich darin häufig außer einigen Pflanzenzellen von Algen, Pilzen oder Flechten mehr oder weniger zahlreiche Infusorienkeime von verschiedener Größe, teils vereinzelt, teils gruppenweise vereinigt, ferner im Sommer zuweilen Spuren von Blütenstaub, dann Kohlentresten aus Fabrikrohrsteinen, Sandkörnern oder dergleichen mehr. Nach dem Zusatz von Fleischbrühe oder einer anderen Nährflüssigkeit bildete sich in der Regel nach 1—2 Tagen auf dem Wasserpiegel eine rahmige Haut, die von lebhaft sich bewegendem Bakterien wimmelte. In dieser Haut kommen gewöhnlich auch die etwa vorhandenen tierischen Keime zur Entwicklung. Zunächst erschienen nach 2—3 Tagen gewisse Geißelinfusorien, fast gleichzeitig mit ihnen zahlreiche weiße, poronartige Körperchen, zum Teil von der Größe der menschlichen Blutkörperchen, oft auch noch viel kleiner; vorerst erschienen sie unbeweglich, nahmen jedoch nach einiger Zeit eigentümliche Bewegungserscheinungen an. Nach Verlauf von drei bis acht Tagen, oft aber erst nach viel längerer Zeit machten sich in dem Kasser Regenwasser öfters vollständig ausgebildete, sehr gewandt rückwärts schwimmende Glodentierchen (Vorticellen) bemerkbar, die sich dann gewöhnlich in einigen Tagen millionenfach vermehrten. Diese Urtiere, die schon früher häufig aus dem Schmutzwasser von Schwammkanälen, sowie aus Sumpfwässern nachgewiesen worden sind, haben eine sehr merkwürdige Lebensgeschichte. Am längsten kennt man sie als glodentierartige mikroskopische Wesen, die auf einem Stiele sitzen, dann aber hat man beobachtet, daß sie sich gelegentlich von dem Stiele loslösen und ein freies Leben führen. Auch können sie sich dertart enkapseln, daß sie vom Winde und vom Regen mit fortgetragen werden und eine lange Zeit eines völligen Lebensstillstandes ertragen können, bis sie wieder eine Gelegenheit zur Entwicklung erhalten. Außer diesen merkwürdigen Kleinwesen hat Lindner noch einige andere der bekanntesten Protozoenarten im Regenwasser gefunden. Es ist überraschend, daß diese winzigen Tiere auch in Schnee- und Eiswasser noch zu leben vermögen und eine Kälte von mindestens 5 Grad aushalten, ihre Wiederbelebung nimmt dann allerdings eine etwas längere Zeit in Anspruch. Sie sind überhaut gegen Kälte widerstandsfähiger als gegen Hitze, da sie gewöhnlich schon bei 40 Grad zu Grunde gehen. Zum größten Teil sind die bisher in Regenwasser gefundenen Keime unschädlicher Natur. Oft enthält ein Tropfen 1000 und mehr lebender Wesen. —

— Erinnerungen an Christian Friedrich Grabbe veröffentlicht der greise Schauspieler Albert Elmenreich in der „Deutschn. Bühnen-Zeit.“ Sie erzählen von der Zeit, da Karl Immermann seine Musterbühne in Düsseldorf errichtet hatte. Grabbe schreibt über deren Leistungen in der „Düsseldorfer Zeitung“. „Wie wohl jeder neue Ankömmling im kleinen Rhein-Athen.“ Elmenreich, „machte auch ich Grabbes Bekanntschaft nirgends anders als in der Kneipe. Und zwar in seiner Stammkneipe bei Stange, die in der engen, vom Markte zum Hafenthor führenden Zollstraße lag und über dem Eingang als Symbol ein in Stein gehauenes Fischlein trug. Hier verkehrte der geistig und körperlich schon damals sehr verkommene Dichter fast ausschließlich. Teils sah er im Kreise gewöhnlicher „Spießer“, die er allerdings nur lastischer Behandlung würdigte, teils sammelte sich um ihn ein Kreis auserkleinerer Geister. Hier sah Grabbe fundenlang bei einem Glase Wein, der seiner durch Spirituosen bereits abgestumpften Zunge nicht mehr genügte, seltener bei einem Gläschen Brog, der ihn schon eher animierte. Vor sich hatte er stets einen Becher, in welchem Fibiubus neben Fibiubus steckte. Hin und wieder ergriff er einen davon und machte Notizen darauf, die er mit nach Hause nahm, um dadurch seinem schon geschwächten Gedächtnis aufzuhelfen. Dieser meist stumme Gast mit dem gespenstisch hohlen Blick, dem glanzlos-graublauen Auge, der hoch aufsteigenden Stirn, der schlotterigen, ausgemergelten Figur, dieser seltsame Mensch im altmodisch braunen Frack, den weiten, ausgewaschenen Mantlinghofen, der wohl aus der Militärzeit herübergeretteten hohen schwarzen Kofhaartravate — wer hätte in diesem Ritter von der traurigen Gestalt, an der Wäsche durchaus unsichtbar blieb, wohl den Inbegriff genialer Dichterkraft erkannt? Eins nur konnte ihn aus seiner täglich wachsenden Lethargie reißen: wenn einer der Gäste das im Wirtszimmer befindliche Harmonium erklingen ließ, und etwa fromme Weisen spielte, namentlich sein Liebling Burgmüller. Dann belebte sich des Scheintoten erloschener Blick, und Thränen traten ihm in die Augen. Eigentlich tranken, etwa gar sich betrinken, sah man ihn dort nie. Fast pünktlich zu bestimmter Abendstunde, meist schon um 11 Uhr, erhob er sich und ließ sich von dem ihn erwartenden Burichen nach Hause geleiten, in seine „Spekulte“, wie er selbst sagte. Suchte man ihn in seiner Wohnung auf, so lag er fast zu jeder Tagesstunde auf dem Beite, auf den Knien sein Mannsstrip. So arbeitete er. Eigentliches Umgang pflog Grabbe (außer noch mit einem Maler Wilhelm Heine) mit sonst keinem, wenn ihn nicht jemand geradezu aufsuchte, wobei dann sein chaisches und excentrisches Wesen den Besucher meist bald verschonte. —

Kunst.

k. Ein neu entdecktes Porträt von Raffael wird gegenwärtig in einer kleinen Ausstellung altitalienischer Werke in Agnew's Gallerie in London gezeigt. Die Echtheit des Bildes steht außer Zweifel. Es ist bekannt, daß Raffael während seiner Florentiner Periode eine Reihe von Porträts gemalt hat, die zum Teil nicht mit Sicherheit identifiziert werden können und infolgedessen als Bilder der verschiedensten Leute angesprochen werden. Das Werk, um das es sich hier handelt, nahm bis vor kurzem einen bescheidenen Platz in einer italienischen Privatgalerie ein und ging unter dem Namen Niccolò Ghirlandajo's (gest. 1561), des Sohnes von Domenico Ghirlandajo, bis es von Kernen als ein Werk Raffaels erkannt wurde. Man hält es für wahrscheinlich, daß es das Porträt ist, das er nach der Ueberlieferung von dem Bruder des Angelo Doni gemalt hat. Allgemein bekannt sind die herrlichen Bildnisse von Angelo und seiner Frau Maddalena Doni, die 1505 gemalt wurden, und sich jetzt im Palazzo Pitti befinden. Das Werk, das jetzt seinen Weg nach London gefunden hat, ist ihnen durchaus gleich, nur daß die Bildfläche etwas kleiner ist. In jener Zeit war Raffael noch nicht mit Aufträgen überhäuft und führte alle seine Gemälde mit eigener Hand aus. Dies gilt auch für das neue Werk, welches deutlich zeigt, daß es von derselben Hand und aus derselben Zeit stammt wie das erwähnte in der Gallerie Pitti. Der Entwurf des Porträts, die schönen Augen, das buschige Haar, die lange, kraftvolle Nase sind gleich wundervoll, und ebenso ist der Zustand der Erhaltung ausgezeichnet. Die „Times“ teilen mit, daß die Berliner Gallerie sich bemüht, das Gemälde in ihren Besitz zu bekommen, giebt aber gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen möge, es in London zu behalten. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber den neuen Orang-Utangan, der sich seit vierzehn Tagen in der Menagerie von Schönbrunn bei Wien befindet plaudert ein Mitarbeiter der „N. Fr. Pr.“: Wenn der Wärter sagt: „Komm, Peter, gehen wir spazieren!“ so sieht der Orang-Utangan auf; er ist dann so groß wie ein sechsähriges Kind, hängt sich in den Arm des Wärters ein und marschirt graviertisch, aber nicht sehr aufrecht, im Käfig herum. Das treffen die zwei ebenfalls auf Sumatra angekommenen Gibbons viel besser. Wenn die sich von Besuchern abwenden, sich aufrichten und Schritt für Schritt in den Hintergrund stapfen, glaubt man lebendig gewordene Marionetten zu sehen. Der Orang-Utangan ist nur sehr wenig behaart. Er ha sich während der letzten Tage nicht ganz wohl befunden, wahrscheinlich infolge eines Diätfehlers, und deshalb ist er ein wenig zu Melancholie gezeigt. Er sitzt gern mit unterschlagenen Beinen auf einer über den gebreiteten Decke, verschränkt die Arme, so daß die

Hände ganz verborgen sind, und neigt leicht den Kopf. Wenn man diesen Kopf länger betrachtet, kann man ihn nicht häufig finden. Wohl ist die Stirne zurückgedrückt, die Nase ist ganz flach und das Maul, das Peter immer geschlossen hält, steht weit vor. Aber die schönen ausdrucksvollen schwarzen Augen machen alles wieder gut. Die geschliffene Edelsteine glänzen sie und drücken vieles aus, was der stumme Mund verschweigt. Wenn der Affe die dunkelfarbenen Lider senkt, die sonderbar abstecken von dem schwarzen Gesicht, das lange, dünne Haarsträhne umrahmen, so hält man ihn für teilnahmslos und apathisch. Aber er schlägt die Lider auf und schon hat er einen glänzenden Gegenstand erpäht, und etwas wie Vergeude drückt sich in den Augen aus. Er befreit einen Arm und hält ihn mit der Handfläche nach oben gerade vor sich hin. Das ist bei ihm die Gebärde des Begehrens; er schaut nach nichts und sucht nichts an sich zu reißen, wie es die anderen Affen thun. Besonnt er nichts, so verschränkt er die Arme wieder und senkt noch einmal die Lider oder er legt sich eine Hand auf die Stirne und steht gerade vor sich hin. Die Hand ist außer allem Verhältnis zu seinem Körper, sehr schmal, aber erschreckend lang — die Finger, mit löthschwarzen, mandelförmigen Nägeln versehen, haben an den Knöcheln alle Faltchen einer menschlichen Hand, die Handhücheln sind sehr groß, und der Draug-Ultang reißt sich mit dem ersten derselben die Augen aus. Empfiehlt er den Reiz zum Riefen, so hält er die Hand vor, um sie gleich darauf abzulegen. Den Niekreiz hat er empfunden, weil er mit blitzartiger Schnelligkeit aus der Brusttasche des Wärters eine Cigarre heransahm und sie sofort zu Mund und Nase führte. Als sie ihm der Wärter abnahm, machte er die größten Anstrengungen, ihrer wieder habhaft zu werden, und geberdete sich dabei genau wie ein Kind, das einem Großen etwas abringen will. Zuletzt artete der Kampf in eine regelrechte Walgerei aus, die dem Peter so große Freude machte, daß er das Maul weit zum Lachen aufriß. Er bekommt zum Frühstück lauen Thee, den er aus einer Schale trinkt, die er mit beiden Händen festhält. Das rohe Ei wurde ihm zuerst in der Schale verabreicht; da er diese aber mitaß, wurde das Ei in einer flachen Blechtafel serviert. Da streckt er nun regelmäßig einen Zeigefinger hinein, leckt ihn ab und erst, nachdem er so den Geschmack geprüft, faßt er das Gehirn, hält es geschickt hoch und schlürft das Ei. Am kann er sich aber vom Geschmade gar nicht trennen und hält das Ei, so lange es geht, im Munde, ehe er es hinunterschluckt. Vom Brot bricht er Stücken ab und isst sie bedächtig und mit Genuß. Das Mittagmal besteht aus gekochtem zerdrückten Reis und einer Portion Hühnerfleisch. Peters liebste Malzeit ist aber die Vesper, bei der er sich mit großem Behagen zu seiner Schale Kaffee zurechtsetzt.

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber den Affenbrotbaum sprach in der Juni-sitzung des Botanischen Vereins für die Provinz Brandenburg Prof. Volkens. Einem Bericht der „Voss. Zig.“ entnehmen wir das Folgende: Der Baum ist weniger merkwürdig durch seine Höhe, denn selten bringt er es auf mehr als 25—30 Meter Höhe; dagegen ist der Umfang ganz bedeutend, namentlich bei den Bäumen Westafrikas. Es sollen Stämme von 8—9 Meter Durchmesser gemessen worden sein. Nach den Berechnungen Adansons würde der Affenbrotbaum ein Alter von 5000 Jahren erreichen können; Prof. Volkens ist indessen überzeugt, daß diese Annahme auf irrigen Voraussetzungen beruht, und daß die Bäume nicht älter als 500 bis 600 Jahre werden. Dem Wuche nach ist die Adansonia am meisten mit einer Cellaestanie zu vergleichen. Von den Ästen erreichen nur eine Minderzahl, vielleicht 10 bis 12, eine bedeutende Dicke; alle übrigen bleiben um ein Vielfaches dünner. Dadurch erhält der Baum eine sehr durchsichtige Krone. Die Rinde ist grau und ziemlich glatt, der Stamm außerordentlich schwammig; einen Holzstod kann man ohne viele Anstrengung tief hineindrehen. Diese Eigenschaft beruht auf dem Reichthum des Stammes an parenchymatischen, wasserreichen Gewebselementen, eine Eigenschaft, die wohl darauf beruht, daß der Baum in trockenen Steppengebieten heimisch ist und daher beträchtliche Wassermengen in sich aufspeichert. Die Blätter sind fingerförmig geteilt; an jungen Pflanzen treten jedoch, wie Vortragender an einem Topfexemplar zeigte, anfangs einfache Blätter auf, und erst nach dem ersten oder zweiten Jahre erscheinen die getheilten Blätter. Ähnliches ist auch an anderen tropischen Holzgewächsen, namentlich an Leguminosen zu beobachten. In Büchern wird häufig behauptet, daß der Affenbrotbaum den größten Teil des Jahres vollkommen blattlos dastehet. Diese Angabe ist nach den Wahrnehmungen von Prof. Volkens nicht richtig. Vielmehr entbehrt der Baum nur sehr kurze Zeit hindurch des Laubes, das sich noch lange bis in die Trockenzeit hinein und diese sogar häufig übersteht; die individuellen Verschiedenheiten sind in dieser Hinsicht sehr groß. Der Baum tritt meist vereinzelt auf, selbst Gruppen von wenigen Bäumen sind selten. Eingehend befragt der Vortragende den Bau der an langen Stielen hängenden Blüten. Gewöhnlich beginnt das Blühen mit dem Austreiben der Blätter; es dauert aber dann noch wochenlang fort. Die Blüteneinrichtung spricht dafür, daß die Bestäubung durch Thiere (vielleicht Nachtschmetterlinge) bewirkt wird. Die zu uns gelangenden Früchte haben sehr verschiedene Gestalt und Größe. Aus ihrer harten Schale machen die Neger Kalebassen, das breiige Fruchtfleisch wird gegessen oder unter Zufuß von Wasser zur Herstellung eines

limonadenartigen Getränkes verwendet. Auch die Blätter werden benutzt, theils (wenn sie jung sind) als Gemüse, theils als Arzneimittel. Besonders wertvoll ist für die Eingeborenen die Rinde des Baumes; sie stellen einen Bast daraus her, der zur Herstellung von Schnüren und Seilen dient. Früher hat man diesen Bast, namentlich aus Angola, auch nach Europa ausgeführt, und er ist in England zur Papierfabrikation verwendet worden. Ein ähnlicher Versuch wurde in neuerer Zeit in Ostafrika für Deutschland gemacht, ist aber gescheitert. Da der Baum, wie oben erwähnt, nicht bestandweise auftritt, würde auch die Gewinnung größerer Mengen des Bastes zu große Schwierigkeiten bieten.

Meteorologisches.

— Ueber einen Meteorsteinfall in Zürich berichtet die „Straßb. Post“ nach den Angaben einer Augenzugni: Am 10. Juni kurz nach 10 Uhr abends wurde die an der Alfred Escher-Straße wohnhafte Beobachterin direkt über dem neuen Schulhause in Enge eines seltsamen blendenden Lichtscheins gewahr, der von einer glühenden Kugel mit nachfolgendem sprühenden Flammschweif herrührte. Aus der niederfallenden Feuerkugel sah man ebenfalls deutlich helle und lange Funken oder kleinere Flammen emporsprühen, wie beim brennenden Holze. Etliche Sekunden lang schien die nähere Umgebung wie von einem elektrischen „Scheinwerfer“ grell beleuchtet, gleichzeitig wurde ein schwach zischendes, doch deutlich vernehmbares Geräusch hörbar, das den Fall des unmittelbar hinter den nächststehenden Häusern, in der Nähe der Lavaterstraße niedergegangenen Lichtmeteors begleitete. Eine am Frühmorgen des folgenden Tages sofort vorgenommene Untersuchung ergab genau an der vermuteten Stelle, im staubigen Straßentörper eingedrückt, mehrere massige, steinige Bruchstücke von braun-schwarzer Farbe, zum Teil mit einer dünnen Orythschicht bedeckt und stark eisenhaltig. Man erkennt auch deutlich an den gefundenen Stücken eine ausgeprägte Schmelzrinne, die vom Magneten stark angezogen wird und vermutlich beim Eintreten in unsere Atmosphäre durch die mächtige Erhitzung in Blut geraten ist. Die Feile greift das eine Bruchstück gut an und entfernt stellenweise ein graphitglänzendes Metall von seinem Korn.

Humoristisches.

— Befähigungsnachweis. Sonntagsreiter: „Ich möchte ein Pferd!“
 Pferdeverleiher: „Können Sie aber auch ein Pferd bestiegen?“
 Sonntagsreiter: „Was glauben Sie denn von mir, ich habe den St. Gotthard bestiegen!“ — („Lust. Bl.“)
 — Im Vegetarier-Verein. Vorsitzender (als bei einer Hochzeit Fleischspeisen durch das Vereinslokal der Vegetarier getragen werden): „Aber, meine Herren, werden Sie doch nicht sentimental!“
 — Ein Unmensch. In Dahme ist das Restaurant zum Kaisergarten abgebrannt. Dazu bemerkt der „Anzeiger für die Städte Dahme, Baruth und Golßen“ vom 16. Juni: „Einem nur ganz besonderen günstigen Umstande war zu verdanken, daß nicht nur die Familie des Wirts, sondern auch der dort wohnende Theaterdirektor Drehler nebst Familie in den Flammen umgekommen sind.“

Notizen.

— Einen silbernen Riesentrang von mehr als vierhundert Blättern will man dem Junsbruder Dichter Adolf Böhler zu seinem 80. Geburtstage spenden. Jedes Blatt kostet 5 Gulden und auf jedem steht der Name des Gebers. — Hellers-Geschmack!
 — Die Sammlungen für das Goethe-Standardbild in Straßburg haben bisher rund 84 000 M. ergeben, während der Gesamtbedarf, der ursprünglich auf 150 000 M. angenommen war, infolge der Nichtbewilligung eines Reichszuschusses auf etwa 120 000 M. ermäßigt worden ist.
 — Der Zustand des wahnsinnig gewordenen Schauspielers Emil Drag in Wien gilt als sehr ernst und soll nur geringe Aussicht auf Heilung bieten.
 c. Bei der Versteigerung der Sammlung Forman in London erzielten ein paar Steigbügel 54 000 M. Es handelt sich um eine italienische Arbeit aus der letzten Hälfte des 15. oder der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie sind aus Eisen, theils mit Silberplatten belegt, theils vergoldet und getrieben; die beiden äußeren Seiten haben einen sehr schönen Rand in durchsichtigem Email-Jellenschmelz auf Gold. Die Bügel sind 6 1/2 Zoll hoch und 6 Zoll breit.
 — An die Stelle des Prof. Pettenkofer in München, der wegen seines hohen Alters sein Amt als Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften niedergelegt hat, wurde Prof. Dr. v. Mittel gewählt.
 — Das rasche Welken der Blumen läßt sich, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, vermeiden, wenn man einen großen Eisenagel in das Blumenwasser der Vasen thut.
 — Die Rosenerte in Bulgarien ergab in diesem Jahre 20 000 Gram weniger Rosenöl als im vorigen Jahre. Die Preise des Oels sind bereits im starken Steigen begriffen.